

Pas de deux auf dem digitalen Highway

Die Tanzperformance «Scripsi, scriptum» im Theater Roxy

Von Cyril Werndli

Birsfelden. Ein grosses weisses Papierquadrat liegt auf der Bühne. Falten schreiben sich in die glatte Oberfläche ein und erzeugen ein Schattenspiel auf dem strahlenden Weiss. Aus dieser Hülle schlüpft das personifizierte Papier, formt sich in langsamen Drehungen zu einer Skulptur, die den Körper wie ein Hochzeitskleid umgibt. Zu Fliegern und Segelschiffen gefaltet bewegt das Papier sich im eigenwilligen Spiel mit dem Luftwiderstand durch den Raum, bis sich dunkle Tinte daran schmiegt.

Cathy Sharps Dance Ensemble und die Expressions Dance Company aus Brisbane (Australien) haben sich in der Performance «Scripsi, scriptum» von der Kunst der schriftlichen Kommunikation inspirieren lassen. Das Schreiben entpuppt sich dabei als erotischer Tanz. Das rhythmische Keuchen der Tänzer wird zum Geräusch, das die Füllfeder beim Schreibakt dem Papier entlockt.

Blau wie Facebook

Doch die digitale Kommunikationsrevolution verdrängt die traditionelle Kunst des Briefeschreibens. Also erzählt die Choreografie von missglückter Kommunikation im Funkloch und von der Einsamkeit eines Users im binär kodierten Weltall. Umtriebige Zauberlehrlinge stürmen auf die Bühne, in Kostümen so blau wie der Webauftritt von Facebook. Schluss mit vertrautem Zwiegespräch, dafür zuckende Gruppendynamik.

Den zweiten Teil gestalten die Tänzer aus Brisbane. Erinnerungen purzeln aus einer Box, der erste Liebesbrief animiert zum Tanz; auf der Suche nach Unausgesprochenem wird zwischen den Zeilen gewühlt; zwei SMS treffen sich auf dem digitalen Highway und tanzen ein Pas de deux. Die neuen Medien mögen noch so modern erscheinen, sie sind Ausdruck eines uralten Bedürfnisses. Sie transportieren Sehnsüchte und Enttäuschungen, Wünsche und Erinnerungen. Inspiriert von dieser Einsicht gelingt den Companys eine pointierte, packende, poetische Performance.

Nächste Vorstellungen: 26.–30.10., Theater Roxy, Birsfelden.



Flüchtig wie ein Wort. Szene aus Cathy Sharps Stück «Scripsi, scriptum».

C'est la vie



Nachtzügler

Von Yvonne Reck Schöni

Die Kleine ist aufgeregt. Sie ist noch nie im Liegewagen eines Nachtzugs gefahren. Ihre Freundin schon. Die beiden waren ein paar Tage in Wien. Allein. Einmal habe ich sie angerufen, aber ausser Gekicher und unverständlichen Wortfetzen und Zahnputzgeräuschen im Hintergrund hat man nicht viel gehört. «S goht sup... kchch.. guet... hihhi...» Ich gab schnell auf. «Also dann, bis Donnerstag!», verabschiedete ich mich. «Wieso Donnerstag?! Wir kommen am Mittwoch!» – «Ah ja? Du sagtest doch Donnerstag.» – «Nein, Mittwoch!» Na dann... «Das ist mein Bett!» Die ältere Dame rauscht ins Abteil des Nachtzugs Wien–Zürich und knallt ihren Schirm auf die Pritsche der Kleinen. Eben haben die Mädels ihre Liegen mit dem Leintuch bezogen und die Kissen zurechtgerückt, hoch erfreut, das Abteil für sich allein zu haben. Jetzt macht die energische Dame nicht nur ihren Anspruch auf einen Platz in diesem Abteil geltend, sondern exakt auf dieses Bett. «Öhmm... nein...», wehrt sich die Kleine, nur noch halb belustigt, und als die Frau zum Beweis ihr Billett zückt, vergeht den Teenagern das Kichern. Was wirklich ganz selten vorkommt. Gleiche Wagennummer, gleiches Abteil, gleiches Bett. Auftritt zweite Frau. Sie besteht auf das Bett der Freundin. Auch Dame Nummer zwei kann ihren Anspruch auf genau jenen Platz per Ticket beweisen. Was geht ab? Der zu Hilfe gerufene Schaffner schaut a bisschen deppert. «Also des passiert ganz selten», stammelt er. «Ja hoffentlich!», meint die Energische, «was jetzt?» A blede Gschicht. «Assoo!», Kommissar Schaffner hat inzwischen ermittelt. «Euer Fahrschein ist für morgen!», sagt er zu den Mädchen, die jetzt, vom Rauswurf bedroht, eigentlich nix mehr zu lachen hätten, sich aber prustend biegen (ein Verhalten, das die Hirnforschung erklären könnte). Die Girls haben Schwein, im Abteil hats Platz für alle. Die beiden Damen haben weniger Glück, aber das Leben ist nun mal koa Sachertortn. reckschoeni@bluewin.ch

Wie Chopin den Boden für Liszt bereitete

Der österreichische Pianist Ingolf Wunder spielte als «Rising Star» im Hans-Huber-Saal des Stadtcasinos

Von Sigfried Schibli

Basel. Man diskutiert, bewundert und umwirbt sie, die jungen Sieger der grossen Musikwettbewerbe in Moskau, Warschau, Brüssel oder München – bilden diese musikalischen Wettbewerbe doch so etwas wie die spektakulären Formel-1-Rennen des Musikbetriebs. Gelegentlich aber kommt es vor, dass nicht die Nummer eins, sondern die Nummer zwei eines solchen Concours längerfristig den Sieg davonträgt.

So war es 1980, als ein gewisser Ivo Pogorelich den Chopin-Wettbewerb in Warschau eben gerade nicht gewann und dennoch eine Weltkarriere machte. Letztes Jahr siegte am selben Wettstreit

der besten Tastenakrobaten die in Zürich studierende Russin Julianna Awdejewa – aber auf grosse Tournee mit lukrativem Plattenvertrag ging der Zweitplatzierte, Ingolf Wunder (27).

Der junge Nicht-Sieger füllte den Hans-Huber-Saal am Sonntag mühelos und konnte nach drei vom begeisterten Publikum erklatschten Zugaben auch noch seine eigenen CDs signieren. Er bot ein Programm, das niemandem wehtat und das ihn als anpassungsfähigen Jungpianisten (noch) ohne spürbares Profil präsentierte. Sein Mozart (Sonate B-Dur KV 333) verband Kraft und Sensibilität, zeigte schon im ersten Teil romantische Abschattierungen der Dynamik. Im Durchführungsteil ergaben

sich reizvolle Dialoge der Stimmen, was zeigte, dass der Österreicher Wunder in Mozart durch und durch den Opernkomponisten sieht, auch wenn da nicht immer gesungen wird. Im Finale ein Rondothema, das durch alle Stürme hindurch seine Unschuld behauptete.

«Boléro» von Chopin

Er sei «ein bisschen gespalten in Chopin und Liszt», bekannte Ingolf Wunder kürzlich in einem Interview, und diese beiden Komponisten bestritten denn auch den Rest des Programms. Der Pianist entlockte seinen beiden Liszt-Stücken mit perfekt kontrolliertem Anschlag und offenbar unerschöpflichen Kraftreserven das Parfum und

die Gewalt, die beide einst das Publikum hinrissen, und in der sechsten Ungarischen Rhapsodie sorgte er für eine dramatische Steigerung, der man sich schwerlich entziehen konnte

Seine Auswahl von Chopin-Piecen warf die Frage auf, worin denn Liszt weitergegangen sein soll als Chopin – denn sowohl die f-Moll-Ballade als auch Andante spianato/Polonaise brillante von Chopin zeichneten sich durch zupackende Virtuosität und deutlich zurückgebundene Sanglichkeit aus. Eine im Ausdruck gezügelte Romantik, wie man sie von Ingolf Wunders Vorbild Arthur Schnitzler her kennt, zeigte sich nur im «Boléro» (nicht von Ravel!) mit seinen zugespitzten Rhythmen.

«Ich kann keinen Smoking tragen»

Fortsetzung von Seite 35

Gehen Sie ins Casino?

In meiner Jugend hatte es einen Reiz. Heute spiele ich lieber mit meinen Kindern. Kürzlich hat eine meiner Töchter einen Spieleabend organisiert.

Sie haben fünf Töchter aus drei Ehen. Hatten Sie denn bei all Ihren Recherchen Zeit für die Familie?

Ich habe fantastische Töchter, die ihren eigenen Weg gehen. Bestimmt dank ihrer starken, vorbildlichen Mütter. Vielleicht aber konnten sie auch so selbstständig und souverän werden dank dem häufig abwesenden Vater.

Beschönigen Sie da jetzt nicht etwas?

Es gibt Väter, die sind überpräsent und so übermächtig, dass die Kinder in ihrer Entwicklung geschwächt wer-

den. Aber natürlich sage ich das zum Selbstschutz, es ist eine Ausrede und auch ein Problem. Ich war und bin sehr viel unterwegs, nicht bei meiner Familie. Eigentlich müsste ich zölibitär leben. Aber das schaffen in der Regel ja selbst die nicht, die das Gelübde abgelegt haben.

Sie sind zum dritten Mal verheiratet. Haben Sie je einer Frau gegenüber Ihre Wandlungsfähigkeit ausgenutzt?

Nicht, dass ich wüsste. Ich bin kein Frauenheld.

Kein Doppelleben, kein Rollenspiel?

Es war die experimentelle Zeit der 68er, da hatte ich einige Affären, von denen ich rückblickend sagen würde: Hätte nicht sollen sein. Aber das hatte nichts mit Rollenspiel zu tun. Im privaten Bereich habe ich nie jemandem etwas vorgespielt.

Die amerikanische Journalistin Norah Vincent, die sich 18 Monate als Mann ausgab, erlebte am Ende einen Zusammenbruch und sagte: «Man spielt nicht ungestraft mit seiner Identität.» Stimmen Sie zu?

Bei mir ist es umgekehrt. Ich wachse an diesem Spiel mit Identitäten. Sehen Sie meinen Schnurrbart? Den habe ich mir zur Tarnung wachsen lassen, als ich in einem Konzern als Portier arbeitete. Heute habe ich ihn immer noch (lacht). So bleibt von jeder Rolle etwas hängen.

Der Dokumentarfilm «Schwarz auf Weiss» mit Günter Wallraff in der Rolle des Somaliers Kwami Ogonno läuft am 18. November um 23.30 Uhr in der ARD.

Günter Wallraff: «Aus der schönen neuen Welt.» Reportagen. Kiepenheuer und Witsch, 2010. 325 S., ca. Fr. 14.60



Wandlungsfähig, aber auch beständig. Günter Wallraff hält seit den 60er-Jahren an seiner journalistischen Methode fest. Foto Margrit Müller